

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 4. Februar 1896.

Berliner Bureau Berlin SW., Seeburgstraße 8

Deutsches Reich.

\* Das Kaiserpaar unternahm gestern Vormittag einen gemeinsamen Spaziergang durch den Ziergarten. Auf dem Rückwege...
\* Aus Anlass des Abschieds der Großherzogin von Oldenburg, das wir in der gestrigen Morgenausgabe bereits mitgeteilt haben, herrscht im ganzen Großherzogthum tiefe Trauer.

\* Zum Austritt des Hofpredigers Stöder aus der konservativen Partei schreibt, völlig im Sinne unserer gestrigen Ausführungen, die Kreuzzeitung:
\* Was Stöder der konservativen Partei fast zwei Jahrzehnte lang gewidert, was seine Arbeit weit über ihren engeren Rahmen hinaus für die Sache nicht nur, sondern für das Vaterland, ja für die Welt bedeutet — das wird uns erst im Augenblicke des Scheidens völlig klar; in der unerschütterlichen Geduldlichkeit nicht es erst vor uns, die wir es früher kaum gesehen, noch lesen konnten. Für die Freiheit und Selbstständigkeit der europäischen Völker hat Stöder mit Mühe und Kraft gekämpft. Er ist kein Lebensgenüßler glühender deutscher Patriot, ein Mann der edlen, weil in sich selbst wahrhaft unabhängigen Königsreihe und der menschlichen, selbstlosen, zugleich aber wohlwolligen Gegner des internationalen Judenthums gewesen, den es gibt. Nicht nur gewesen, neu er ist es noch. Sein Scheiden aus unserer Arbeit bedeutet nicht, daß er auf immer geht, und kann das nicht bedeuten, weil für diese Bestimmung Gott für uns doch ein weites Feld der Beseitigung besteht und so lauter heischen wird, als das deutsche Volk sich dieses Namens würdig zeigt.

\* Das Blatt schließt mit den Worten:
\* Die der Austritt des Hofpredigers A. D. Stöder aus dem Pfarramt durch die konservativen Partei und aus der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses aufzuheben ist, erhellt aus der uns zugehenden Meldung, daß Stöder verprochen hat, auch hinfür für ein Zusammenrücken der christlich-sozialen Partei mit den Konservativen in patriotischer Gesinnung zu wollen.

\* Der "Reichs- und Staatsanzeiger" publiziert an erster Stelle folgende "Merkwürdige Erträge":
\* Nur wenige Tage sind vergangen, seit ich für zahlreiche Kundgebungen treuer Anhänglichkeit gelegentlich der Feier des Gedenktages der Kaiserproklamation öffentlich zu danken habe, und schon wieder bin ich in der glücklichen Lage, in gleicher Weise Meinen Gefühlen der Freude und des Dankes Ausdruck zu geben. Der Tag, an welchem ich durch Gottes Güte ein neues Lebensjahr beginnen durfte, ist im Hinblick auf die erlebenden caterdänischen Geschehnisse diesmal in besonders patriotischer Weise vergangen worden. Überall, wo Deutsche wohnen, selbst in den fernsten Welttheilen, ist Meiner in treuer Liebe Gedacht worden. Glückwünsche-Telegramme, Adressen und Kundgebungen mannigfaltiger Art sind Mir in einer Anzahl zugegangen, daß ihre Sichtung, noch eine geraume Zeit in Anspruch nehmen wird. Mein Landesvaterlande Herz ist dadurch aufs innigste erfreut worden. Mit lebhafter Befriedigung erfüllt mich die sich aus der Güte der Beweise liebevollen Vertrauens Mir aufdringende Wahrnehmung, daß Mein unausgesprochenes Vermögen für die Sicherheit und Wohlfahrt des Vaterlandes nach Kräften zu wirken, in immer weiteren Kreisen verständnisvoller Würdigung und freudiger Theilnahme mit treuer Mitarbeit begnadet. Wären alle, welche — sei es im Verein mit gleichgesinnten Zeitgenossen, sei es für sich allein — Mich an Meinem Gedenktage mit Blumenkränzen bedacht haben, Meinem herzlichsten Dankes und Wohlwollens verdienstlich sein. — Ich erlaube mir, diesen Ertrag alsbald zur öffentlichen Kenntniss zu bringen. Berlin, den 3. Februar 1896. Wilhelm. I. R.

Am den Reichstagen.
\* Der Reichs- und Staatsanzeiger schreibt in auf fallender Schrift: Bei der Berathung des Etats des Reichs-Justizamts ist in der Heidegalsitzung vom 1. d. M. durch den Abgeordneten Singer die Behauptung eingeleitet worden, daß der am 18. v. M. in einer Vernehmungshaft verordnete Landgerichts-Direktor Braunewetter vom Landgericht 1 hier selbst sich schon während der Ausübung seines Amtes im Zustande der Geisteskrankheit befinden habe, und es hat sich daran eine Erörterung der Frage geknüpft, in welcher Weise gegen die unter Mitwirkung des Direktors Braunewetter erlassenen Urtheile Remedur geschaffen werden könne. Da eine Vernehmung dieser Art nicht die präventive Amtverwaltung betreffenden Angelegenheit im Reichstage nicht voranzuführen war, so hat auch in der Sitzung selbst eine Erklärung durch einen Vertreter des preussischen Justizministeriums nicht abgegeben werden können. Es wird daher hier festgestellt, daß nach dem amtlichen Bericht des Landgerichtspräsidenten und der übereinstimmenden Erklärung der Mitglieder der Straf-Kammer, deren Vorsitzender Landgerichts-Direktor Braunewetter war, bei diesem bis zum Schluß seiner amtlichen Thätigkeit auch nicht die mindeste Spur einer geistigen Störung hervor-

getreten ist und daß er insbesondere in der letzten von ihm geleiteten Sitzung (am 17. Dezember v. Js.) weimgleich unter nervöser Abspannung leidend, in voller geistiger Klarheit und sachlicher Beherrschung des Stoffes die Verhandlungen geführt hat. In der Meinerung eines Kammermitglieds wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die erst in später Abendstunde erfolgte Publikation des Urtheils in der zuletzt verhandelten Sache eine besonders klare und gemessene gewesen sei. Ebenso hat sich ergeben, daß alle von dem Landgerichtsdirektor Braunewetter bis zum 17. Dezember v. J. schriftlich bearbeiteten Angelegenheiten in peinlich sorgfältiger Art und nach augenscheinlich eingehendem Allenstudium durchaus sachgemäß erledigt waren. Für die Justizverwaltung liegt daher kein Anlaß vor, in eine Prüfung der Frage einzutreten, ob und wie gegen die unter Mitwirkung des Landgerichtsdirektors Braunewetter zu Stande gekommenen Strafurtheile Abhilfe zu schaffen ist.

\* Ueber das Ergebnis der gestern begangenen Tagung des Generalrats, in welcher der Entwurf eines Auswanderungsgesetzes für die deutschen Schutzgebiete bearbeitet und die General-Verwaltung der Beschränkung in den deutschen Schutzgebieten zur Behandlung kommt, wird, den "Blättern N. Nr. 2" zufolge, nicht in die Öffentlichkeit gelangen.

\* Nach einer der "Blatt. Jn." übermittelten Kapitäder Drahtmeldung des Times hat der deutsche Konsul in Bloemfontein (Orange-Republic) folgende Depesche an Se. Majestät den Kaiser gerichtet:
\* Die Feinden des Fortschritts senden ihre unterthänigen aufständigen Glückwünsche dem Reichspräsidenten mit dem Ausdruck der Dankbarkeit für den den deutschen Interessen im Auslande erwiesenen Schutz.

\* Die "Londoner Daily News" hatten sich von ihrem Berliner Berichterstatter melden lassen, daß Kaiser Wilhelm II. nach seiner Gläubigkeit-Depesche an den Präsidenten Krüger aus England eine große Zahl anonymer Schlußbriefe erhalten habe. Zwei seit der Kaiser entziffert gewesen, dann habe er die Sache humoristisch aufgefaßt und lässlich habe er den Befehl erteilt, Briefe aus England nicht mehr zu öffnen. Es kann nun aus besser Quelle mitgeteilt werden, daß die Nachricht, in den westlichen Punkten wenigstens, durchaus zutreffend ist. Inzwischen wird, der langjährige Mitarbeiter der "Blätter", von außer einem Vertreter des "Wolff'schen Bureaus", von dem es nicht ganz sicher ist — der einzige Journalist, der als solcher den Beschlüssen des 18. Januars im Berliner Schloß beigewohnt hat. Briefe war gerade von der Prinzessin Friedrich Leopold in ein Gespräch gezogen worden, als der Kaiser auf ihn zutrat. Nachdem der Kaiser die Prinzessin aufs freundlichste begrüßt hatte, hieß er Herrn Vieh mit dem Bemerkten willkommen, daß er in ihm einen Kriegskameraden seines Vaters erblicke. Vieh hat den Krieg von 1870/71 als Zeitungs-Korrespondent im Hauptquartier des nachmaligen Kaisers Friedrich mitgemacht. Dann frugte der Kaiser, wie Herrn Vieh das Zeit gefalle, als die Veranlassungen der Beendigung des Tages annehmen seien zu. Darauf kam der Kaiser auf die Briefe aus England zu sprechen. Lachend erzählte er, daß der Inhalt der Briefe, deren Zahl sich auf etwa fünfshundert beläuft, ihm viel Spaß gemacht habe, und daß er sich eine "ganz Sammlung" solcher Briefe eben anlegen lassen. So der Kaiser. Die eben erwähnte Aeußerung behält die Meldung der "Daily News", daß der Kaiser die Sache h u o r i s t i s c h aufgefaßt habe. Nicht bestätigt wird die Meldung des Londoner Blattes, daß der Kaiser schließlich den Befehl erteilt habe, Briefe aus England nicht mehr zu öffnen. Er wird vielmehr angeordnet haben, die "sonst übrigen" zu legen.

Preussischer Landtag. Abgeordnetenhause.

Auch die gestrige Debatte im Abgeordnetenhause bewegte sich noch mehrere Stunden in allgemeinen Erörterungen über die gegenwärtige Lage der Landwirtschaft. Einige Herren vom Centrum setzten sich über die Frage auseinander, wie sich ihre Partei zum Bunde der Landwirthe zu stellen habe. Aus den von konservativer Seite geflogenen Erörterungen ist hervorzuheben, daß der Abg. von Bismarck-Platz nachdrücklich erklärte, daß der Antrag Kaniz nur "für jetzt" fallen gelassen sei und daß zum Landwirtschaftlichen Schutz das Vertrauen sich er werde alles zur Zeit Wohlthätige für die Landwirtschaft thun. Minister Freiherr von Hammerstein selbst hatte Gelegenheit, auf die sogenannte Affaire Cohn und Kolnberg zurückzukommen. Die Regierung ist sofort den beabsichtigten Vertreter entgegengetreten, und das dem Heidegalsitzung vorliegende Vorgehen wird offensichtlich fünfzig berathigte Madenschriften überhaupt hindern, zumal, wenn mit staatlicher Unterstützung Speicher und Umzugsleistungen auch in Berlin geschaffen werden. Im Uebrigen brachte die Debatte zwar keine neuen Gesichtspunkte, wohl aber manderlei Vertiefungen. Zu erwähnen ist noch die bindige Art, in welcher der Abgeordnete Gerlich einige von freikamerader Seite gefällene Schlagwörter abwies. Man würde, daß die Landwirtschaft zu billige Dingemittel zur Verfügung habe. Aber der Dinger ist nur deshalb so billig, weil ihn kein Mensch mehr kaufen könne. Geste man den Landwirthen Getreidepreise, die die Produktionskosten decken, so würden sie auch gern Dünger kaufen. Man rühme ferner, daß die Subventionen in einzelnen Kreisen abgenommen haben. Wir würden überhaupt bald keine Subventionen mehr haben, weil kein Mensch mehr zu bieten habe, und die Hypothekenskläubiger hätten sich, außer den Zinsen auch das Kapital zu verlieren. — Im weiteren Verlaufe der Sitz-

berathung führt noch das Kapitel "General-Kommissionen" zu einer Debatte. Heute werden die Verhandlungen fortgesetzt.

Preussischer Landwirtschaftsrath. 24. Plenarsitzung.

Berlin, 3. Februar.
Der Deutsche Landwirtschaftsrath begann heute Vormittag 10 1/2 Uhr unter dem Vorsitz des Landesbauamts von Hloder-Dehrlagen seine 24. Plenarsitzung. Herr v. Hloder eröffnete die Sitzung mit einem verdächtigen Gruß auf Se. Maj. den Kaiser und Königin, die erhabenen Bundesfürsten und die freien Städte des Reichs. Die Verammlung selbst lebhaft ein. Der Vorsitzende theilte hierauf mit, daß der Reichskanzler den Wunsch geäußert habe, die Mitglieder des deutschen Landwirtschaftsraths bei sich zu empfangen. Hierzu wurden Landesbauamt von Hloder (Ober-Elbthum) zum ersten, Freiherr von Edden (Franken- hofen in Bayern) zum zweiten, Graf Landes' Oekonomierath Liese- mann (Wöllig in Sachsen) zum dritten Vorlesenden sowie die bis- herigen Ausschussmitglieder sämtlich vorgewählt. Da der bis- herige Generalsekretär Dr. Müller ins fernere Amt zurücktreten beabsichtigt, so wird Dr. Deike der zukünftige Generalsekretär des Ausschusses genannt. Angewiesen waren der preussische Landwirt- schaftsmittel-Freiberh von Hammerstein, der bayerische General- Graf von Berchthgott-Flörzing, der bayerische Ministerialdirektor Freiherr von Hermann, der bayerische Ministerialrath Freiherr v. Geiger und im Auftrage der Königlich-sächsischen Staatsregierung Graf Ober-Regierungsrath Dr. Richter erschienen.

Der Vorsitzende begrüßte die Vertreter der Regierungen, insbe- sondere den Landwirtschaftsminister mit dem Bemerken: Wir be- grüßen in dem Herrn Landwirtschaftsminister gleichzeitig unsere er- heblichen Verehrten, dem der deutsche Landwirtschaftsrath stets ein dankbares und ehrendes Andenken bewahren wird.
Der Minister für Landwirtschaft, Freiherr von Hammerstein; Meine Herren, ich danke für die freundliche Begrüßung. Leider werde ich mich an Ihren diesmaligen Verhandlungen nicht sehr lange betheiligen können, da im Laufe dieser Woche der Sitz des preussischen Landwirtschaftsrathes in Ministeriums zur Verhandlung gelangt. Ich kann Ihnen aber die Versicherung geben, daß die Königl. preussische Staatsregierung Ihren Verhandlungen das größte Interesse entgegen- bringt und wie immer volle Würdigung und Beachtung wird zu Theil werden lassen. Soweit es mit Rücksicht auf Ihren Wunsch ist, werde ich an Ihren Verhandlungen teilnehmen und Ihre Wünsche zu fördern bemüht sein. (Lebhaftes Bravo.)

Den ersten Gegenstand der Tagesordnung bildete: "Die Abnahmsmittel-Kontrolle in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf den Schutz der landwirt- schaftlichen Produktion vor dem unlauteren Wett- bewerb ihrer Erzeugnisse."

Prof. Max (München) befürwortete folgende Resolution: Der Deutsche Landwirtschaftsrath wolle 1) sich an die einzelnen Landesregierungen mit einer Vorlesung wenden, in welcher darge- legt wird, a) daß eine allgemeinere Durchführung und eine energische Handhabung der Abnahmsmittelkontrollen im Interesse der Landwirt- schaft und der landwirtschaftlichen Nebengewerbe dringend geboten ist, b) daß zur Erreichung dieses Zweckes die Errichtung einer größeren Anzahl öffentlicher Untersuchungsanstalten unerlässlich ist und daß die Errichtung solcher Anstalten in der landwirtschaftlichen Untersuchungsanstalten angebahnt werden soll; 2) sich an die einzelnen Landesregierungen mit der Bitte wenden, zur Verwirklichung der Vorlesung und Verwirklichung für Margarine und Antiseptika sowie zur Verwirklichung des Handels mit Butter und Speise- fett, insbesondere hinsichtlich der landwirtschaftlichen Verhältnisse im Deutschen Reich in Verbindung treten zu erwirken, daß in jenen Gebietsstellen des Reichs, wo eine wirksame Kontrolle des Buttermarktes in Folge des fehlens öffentlicher Untersuchungsanstalten bisher nicht eingerichtet werden konnte, die landwirtschaftlichen Verhältnisse die erforderliche wachsenden Untersuchungen gegen — eine möglichst niedrige Untersuchungskosten übernehmen; 3) den das Kaiserliche Gesundheits- amt die Bitte richten, es möge dafür wirken, daß die von der Abnahmsmittel-Kommission-Verammlung am 4. August 1894 beantragte Kommission von Abnahmsmittel-Untersuchern, welche der Reichsregierung als technischer Beirat dienen soll, bald ins Leben tritt und daß in dieser Kommission auch ein Vertreter der landwirtschaftlichen Chemie berufen werde.

Der Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Waercker beantragt, in Punkt 3 des eben erwähnten Antrages einzufügen: Die einzelnen Landesregierungen zu ersuchen, den mit der Butter- bzw. Margarine- und Speisefett zu betreibenden Vertheilern und älteren Mitarbeitern der landwirtschaftlichen Verhältnisse den Befähigungsnachweis als Abnahmsmittel-Untersucher zu ertheilen, und denselben hiermit eine autorisierende Stellung zu erteilen.

Professor Waercker begründete seinen Antrag folgendermaßen: Die Vertheiler und älteren Mitarbeiter (Mittler) der landwirt- schaftlichen Verhältnisse sind die gewöhnlichen Vertheiler der Abnahmsmittel-Kontrolle, soweit sie das landwirtschaftliche Gebiet angeht. Es entbehren aber zum großen Theil jedes offiziellen Charakters in der Abnahmsmittel-Kontrolle und bedürfen einer förmlichen Anerkennung, welche ihnen die notwendige Autorität ohne Vertheiler verschaffen würde. Einen solchen offiziellen Charakter würden nun die betreffenden Beamten der Vertheiler-Stationen erhalten, wenn ihnen staatlicherseits der Befähigungsnachweis als Abnahmsmittel-Untersucher verliehen würde. — In dieser Beziehung ist man nur aber in den vertheilenden Staaten sehr vertheilend vor- gegangen, indem man in einigen Staaten sehr freizügig, in anderen aber mit Beziehung des Befähigungsnachweises sehr zurückhaltend gewesen ist, jedoch ein großer Theil der Beamten der landwirtschaftlichen Verhältnisse den Befähigungsnachweis nicht erhalten hat. Diefelben können sich ja durch die Ablegung des Examen in den Besitz des Befähigungsnachweises setzen, aber von den älteren Beamten der landwirtschaftlichen Verhältnisse kann man billiger Weise doch wohl nicht mehr verlangen, daß sie sich einem Examen, maglicher Weise vor einer aus jüngeren Kollegen bestehenden Kommission unterwerfen, und es entspricht der Gerechtigkeit



hohe Summe, ein schweres Opfer für unsere Stadt... die Schädigung wird höher, nämlich auf etwa 70000 M. ...

Wasserstände (+ bedeutet über, - unter Null.)
Table with columns for location (Stettin, Berlin, etc.), date (2. Februar, 3. Februar), and water level (Höhe).

Volkswirtschaftlicher Theil. Viehmärkte

Schlachtviehmarkt in Halle, Viehbohe zu Halle am 3. Februar.
Table with columns for animal type (Schaf, Rind, etc.), quality (I. Qualität, II. Qualität, etc.), and price.

Offizieller Bericht über den Schlachtviehmarkt auf dem städtischen Viehbohe zu Leipzig am 3. Februar 1896.

Table with columns for animal type (Schaf, Rind, etc.), quality (I. Qualität, II. Qualität, etc.), and price.

Artliche Abfälle in neuer Baare a Conto desongener Hübenabfälle... Bericht der 'Sachsen-Ztg.' von A. Henckens & Co., Hamburg.

Baaren- und Produktberichte. Getreide.

Berlin, 3. Februar. Weizen mit Einhalt von Handwerker... Bericht über Getreidepreise in Berlin, Hamburg, etc.

Gerichtzeitung.

2. Halle, 3. Februar. (Sigung der ersten Strafs... Bericht über Gerichtsverfahren in Halle.

Ein unglücklicher Schuß.

In dem Forste der Gemeinde Groß-Wöllau bei Großhainichen wurde am 24. November... Bericht über einen tödlichen Schuss.

Marktberichte.

Magdeburg, 1. Febr. Zuder. Original-Wochen... Bericht über den Zuckermarkt in Magdeburg.

Getreide.

Berlin, 3. Februar. (Schlußbericht) Weizen mit Einhalt... Bericht über Getreidepreise.

Raffin.

Berlin, 3. Februar. (Schlußbericht) Raffinade... Bericht über Raffinadepreise.

Getreide.

Berlin, 3. Februar. (Schlußbericht) Weizen mit Einhalt... Bericht über Getreidepreise.

Wetter-Vorhersagen auf Grund der Berichte der Deutschen...

Witthoud, den 5. Februar: Wenig veränderte Temperatur.





[Nachdruck verboten.]

## Das Teſtament der Indierin.

33] Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Hay  
(Markham Howard).

Ohne bei der überraschenden Nachricht ſein Erſtaunen zu äußern, daß die Frau, die damals in Abbotsmoor bei ihrem je-maligen Zuſammentreffen ihm anſcheinend ſtets aus dem Wege gegangen war und ſchleſtlich ſogar heimlich das Feld geräumt, in London ihre Zufluchtsſtätte geſucht, ihn auſtändig gemacht und nun in letzter Stunde zu ſich ruſen ließ, folgte Royden ſchweigend der Botin; denn ſo viel hatte er herausgemerkt, daß dieſe über das, was ihn intereſſirte, vollkommen in Unkenntniß war und ebenſo, daß hier nicht lange gezögert werden dürfte.

Die Frau ging eilig voran, er holte ſie jedoch bald ein und rief eine Droſchke an.

„Halten Sie in der Nähe der St. Paulskathedrale,“ inſtruirte ſie den Kuſcher in ſchnellem, geſchäftsmäßigem Tone, während ſich Royden im Stillen wunderte, wie nur dieſe fürſtliche Landſfrau aus der erbärmlichen Hütte bei dem Abbotsmoorer Karſe gewagt hatte, ſich mitten in dem Centrum dieſer Stadt niederzulaffen.

Nachdem ſie an der bezeichneten Stelle den Wagen verlaſſen, wanderten ſie einige Minuten durch eine lange, enge Gaſſe, welche ihr einziges Licht durch die hellerleuchteten Fenſter einer kleinen Schänke erhielt, und hemmten endlich vor einem großen Hauſe ihre Schritte.

Der kleinen Blendlaterne der Führerin folgend, kletterte Royden die ſteile, kahle Treppe hinauf, bis die Frau vor einer verſchloſſenen Thür im vierten Stock ſtehen blieb und ihren Begleiter erwartete.

„Dies iſt das Zimmer, Herr,“ flüſterte ſie, „ich werde nicht mit hineingehen, bin aber hier zur Hand, wenn Sie mich nöthig haben ſollten. Meine Wohnung befindet ſich einige Häuſer die Straße weiter hinunter, aber ſie und ich“ — indem ſie auf die verſchloſſene Thür zeigte — „haben uns etwas angefreundet, da die Noth uns zuſammenführte. Ich will gern jetzt Alles für ſie thun, wie ich auch die feſte Ueberzeugung habe, daß ſie für mich Alles gethan haben würde, was nur in ihren Kräften ſtand. Deſhalb will ich auch unten auf Sie warten und bereit ſein, wenn Sie mich ruſen ſollten. Margarethe heiße ich — ebenſo wie ſie — das führte uns auch ein wenig zuſammen. Margarethe, bitte, vergeſſen Sie den Namen nicht.“

Hierauf wandte ſie ſich, ohne eine Antwort abzuwarten, der Treppe zu, und Royden blickte ihr mittheilig nach. Sicherlich bedurfte es hier bald einer hilfreichen Hand. Dann öffnete er leiſe die Thür, zu welcher er geführt war, und befand ſich in einem kleinen, reinlichen und netten Zimmer, aber es weckte kein menſchliches Weſen in demſelben. Doch ihm gegenüber ſtand eine andere Thür halb geöffnet, und als er leiſe anklopfte hatte, antwortete eine ſchwache Stimme ihm von innen und hieß ihn eintreten.

Hier lag eine Frau auf einem kleinen ſchmalen Lager, dem offenen Fenſter zugekehrt; ein Licht brannte trübe in der ſchwülen Atmosphäre dieſer Juninacht. Auf den erſten Blick erkannte Royden das Geſicht auf dem Kiſſen, obgleich die Wangen hohl und eingefallen waren und die Augen neben dem alten ſcheuen Blicke ein fieberhaftes Feuer in ihrer Tiefe bargen und ſtarr auf einen kleinen Knaben gerichtet waren, welcher in einem kleinen Bette neben dem Lager ſchlief.

„Ich bin da,“ ſagte Royden ruhig und legte ſeine Finger auf die brennende Hand, welche auf der Bettdecke lag.

Die Augen der Schwerkranken wandten ſich ſchnell von dem Kinde auf das ſchöne, mittheilsvolle Geſicht neben ihr, indes Royden einen Stuhl an das Lager ſchob und ſich ſetzte.

„Wie geht es dem Knaben?“

„Gut,“ antwortete ſie langſam mit trockenen Lippen, „doch

es ſcheint, Sie retteten ihn nur zu dem größeren Unglück, allein in der Welt gelaffen zu werden.“

„Allein? Haben Sie denn Niemand? —“

„Niemand,“ antwortete ſie mit Anſtrengung; „o, was fange ich an!“

„Und Ihre freundliche Nachbarin?“

„Nein,“ ihre Hand bewegte ſich ruhelos hin und her, „ich habe keine Nachbarin; ich fürchte mich vor ihnen. Sie meinen wohl die, welche Sie hierher führte. Die iſt ſelbſt kränklich und arm. Es würde unmenschlich ſein, ihr dieſe Bürde noch aufzuerlegen.“

„Beruhigen Sie ſich nur,“ ſagte Royden ſehr ſanft, „für Ihren Knaben ſoll geſorgt werden. Ich verſichere es Ihnen.“ „Er beſitzt etwas Geld von ſeinem Vater her,“ fuhr die Kranke fort, während ihre Augen ſich momentan erhellten, welcher Glanz jedoch ebenſo ſchnell wieder verſchwand, „ich laſſe ihn nicht ganz in Armuth zurück, nur ſo allein und verwaist in dieſer großen, liebeleeren Welt.“

„Verwaist und allein ſoll er nie ſein,“ ſagte Royden, „er ſoll wohl erzogen und es ſoll für ihn geſorgt werden.“

Keine Antwort erfolgte und Royden glaubte faſt wahrzunehmen, daß das brennende Verlangen, welches er in ihrem Auge laſ, immer noch zunahm, trogdem er dieſes Verprechen gegeben hatte. Irgend ein Zweifel ſchien ſie noch zu quälen, doch wie konnte er ſie beruhigen, ohne Worte fallen zu laſſen, die ſeinen eigenen Verdacht berührten.

„Hier iſt das Geld,“ brach ſie endlich das Schweigen, auf ein altes Sparkaſſenbuch deutend, welches neben ihr lag, „nehmen Sie es, bitte, an ſich; ich fühle jetzt, daß Sie ihr Verprechen halten werden. Vor zwei Jahren ſchon, als Sie ihm das Leben retteten, vertraute ich Ihnen ſo ganz und gar, ich konnte es nicht verhindern, aber als Sie mich fragten —“

Wieder entſtand eine plöglche Pauſe, da der Kranken die Stimme verlagte, während ihr forſchender Blick bei der ſtummen Frage ihres Gegenübers unausſprechlich peinlich anzuſehen war.

„Margarethe,“ flüſterte Royden, ſich über ihr fieberhaft heißes Geſicht beugend, „Sie haben mir etwas zu ſagen. Sprechen Sie es aus, ehe Sie vor Ihren himmlischen Richter treten.“

Ein ſchmerzlicher Zug zuckte über das leidende Geſicht.

„Ich kann nicht.“ Die Worte kamen ſtötternd und gebrochen über ihre ſteifen Lippen. „Ich kann nicht und doch darf ich es nicht wagen, ohne es gethan zu haben, vor meinen Richter zu treten.“

„Es wird dunkel vor meinen Augen,“ ſagte die Kranke, indem ſie eine Hand ein wenig erhob, als ob ſie den Nebel verſcheuchen wollte, als Royden ihr von Ihm ſprach, der immer bereit ſei zu verzeihen und zu erlöſen, der in Seiner großen Geduld unermüdlich an jedes Menſchen Herz klopfte. „Ja, ich weiß es, daß er anklopft; ich habe es jahrelang gewußt, ich möchte ſeine Hand fühlen und ſein Geſicht ſehen, aber ein großes Geſpenſt ſieht zwiſchen uns.“

Wieder brach ſie die Worte kurz ab, und die tiefe Stille im Zimmer wurde nur durch Roydens ſanfte Stimme unterbrochen, welcher vor ihrem Bette auf die Kniee geknien war und zu Gott für dieſe ringende Seele ſtehte; und allmählich wurde auch der kurze, mühlame Athem des Weibes ruhiger, während ſie da lag und ſeinem Gebete lauſchte.

„O mein lieber Gott,“ ſchluchzte ſie, als er vollendet, „nimmi dieſes Gebet in Gnaden für mich an!“

Er erhob ſich und nahm eine Bibel, welche er auf einem Stuhle liegen ſah, und las laut die koſtbaren Worte der Vergebung und der Verheißung des Erlöſers, und es ſchien ihm, als verlören ihre Augen etwas von der Angst und als tauche ein Hoffnungsſtrahl in denſelben auf.

„Sie laſ mir auch vor, aber von ganz andern Dingen; da war immer der große finſtere Thron,“ flüſterte die Frau mit



„Ja wohl, Väterchen!“  
„Und Du wunderst dich nicht, meine Tochter?“  
„Gewiß mein Vater ich wundere mich.“

Sie fuhren über den Fluß, welcher dreimal breiter ist, als die Warthe, und sie erfuhren von den Mitreisenden, daß es der Mississippi war. Tief in der Nacht kamen sie auf der Emigration Little Rock an; von dort mußten sie zu Wagen nach Barowina fahren. Vater und Tochter träumten von Glück und Reichtum — doch „Träume sind Schäume“.

Was war denn Barowina? Eine Kolonie, welche erst entstehen sollte. Wahrscheinlich hatte man der Kolonie bereits vor ihrer Existenz einen Namen gegeben, weil doch Jedermann annimmt, daß dort, wo ein Name vorhanden ist, auch eine Sache vorhanden sein muß. Polnische und englische Zeitungen in New-York Chicago, Buffalo, Detroit und Milwaukee verkündeten schon vor Jahren urbi et orbi, alle Diejenigen, welche gesund, reich und glücklich werden, gut essen, lange leben und nach dem Tode bestimmt ihr Seelenheil finden wollten, sollten sich behufs der Theilnahme an diesem irdischem Paradiese, genannt Barowina, vertrauensvoll melden.

In diesen schwülstigen Zeitungsberichten hieß es ferner, Arkanjas, wo die Kolonie Barowina entstehen solle, sei noch ein wüstes Land, habe aber das beste und gesundeste Klima auf der ganzen Welt.

Nun ist aber das Städtchen Memphis an der Grenze von Arkanjas gerade der Sitz des gelben Fiebers. Was sagten die Herren „Gründer“ dazu? Sie wußten sich schon zu helfen und erklärten allen Ernstes, weder das gelbe, noch irgend ein anderes Fieber könne einen so gewaltigen Fluß, wie den Mississippi, überschreiten. Aber waren nicht die blutdürstigen Choctaws die Grenzernachbarn? Allerdings, doch in den Ankündigungen verstand man die Gemüther vortrefflich zu beruhigen; dieser Stamm hätte eine eigenthümliche Sympathie für die Polen und würde mit ihnen ein Schutz- und Trugbündniß schließen. Endlich wies man darauf hin, daß eine Eisenbahn den Verkehr heben, die Verwertung des Getreides erleichtern und den Aufschwung des Ortes befördern werde. Allein die Eisenbahn war ja erst projectirt und sollte aus dem Erlös des Verkaufes der Ländereien in jener Wüste gebaut werden.

Ein altes Sprichwort sagt: „Die Dummen sterben nicht aus,“ und dieses alte Sprichwort sollte sich auch hier bewähren. Da die Bedingungen sich in mancher Hinsicht als günstig erwiesen, theilhaftigten sich viele Polen an dem Unternehmen. Schlesier, Polener, Ost- und Westpreußen, Galizianer, Masuren, Litthauer usw., welche in den großen Fabriken in Chicago und Milwaukee schwer gearbeitet hatten, ergriffen mit tausend Freuden die günstige Gelegenheit, um sich aus der rauchigen Stadt loszureißen und das freie Leben eines Farmers zu führen. Diejenigen, welchen es in S. Maria in Texas zu heiß, in Minesocie zu kalt oder in Detroit zu feucht war, auch jene, die in Madom im Staate Illinois nichts zu brechen und zu beissen hatten, vereinigten sich mit den Ersteren, und einige Tausend Menschen größtentheils Männer, aber auch viele Frauen und Kinder zogen nach Arkanjas. Der Name „bloody Arkansas“ schreckte die Kolonisten nicht; denn obwohl das ganze Land von mordgierigen Indianern, von Räubern und Mördern, welche dem Galgen entlaufen, überschwemmt war so geht der Masure so leicht Niemand aus dem Wege, wenn er nur einen gehörigen Ast in der Hand trägt, und zumal, wenn er einen Masuren auf jeder Seite und einen dritten Masuren hinter sich weiß.

Der Versammlungsort war die Stadt Little Rock; von hier bis nach Claesville, der benachbarten Kolonie von Barowina, war ein weiterer Weg, als der von Warschau nach Krakau, und was das Schlimmste war, der Weg führte nur durch Wüsten, undurchdringliche Wälder und reißende Gewässer.

Einige Leute wollten nicht warten, bis alle sich versammelten, und traten die Reise allein an; sie gingen elendiglich zu Grunde, und man hat von ihnen niemals etwas gehört. Der Haupttrupp kam glücklich in Barowina an und lagerte sich im Walde. Will man der Wahrheit die Ehre geben, so muß man bekennen, daß sich die meisten Kolonisten, als sie an Ort und Stelle anlangten, bitter getäuscht fühlten. Sie hatten gehofft, Feld, Wiese und Wald anzutreffen, und nun fanden sie nur einen ungeheuren Wald, welchen sie erst ausroden mußten — eine Wüste im wahren Sinne des Wortes. Der eine wie der zweite der Masuren blickte bald auf seine Häute, bald auf die Art, bald auf die riesenhafte Eichen, und den meisten wurde traurig zu Muth. Es ist ein Glück, wenn man genug Holz zur Hütte und zur Feuerung hat, aber einen Wald von 160 Morgen ausroden, die Wurzeln der Erde graben, den Boden eben und

dann erst ackern, das ist eine Arbeit, welche ein ganzes Menschenleben ausfüllt.

Allein was blieb den Kolonisten übrig. Am nächsten Morgen bekreuzigten sie sich, befeuchteten ihre Hände und schlangen die Art. Von jetzt an vernahm man täglich das Säusen der Art und das Fallen der Bäume, und dazwischen ertönten fröhliche Lieder.

„Johann kam wieder,  
Mit süßen Liebe  
Geliebte Kasia,  
O traute Kasia,  
Begleit' ihn zum Wald,  
Zum finst'ren Wald!“

Die Kolonie sollte neben dem Flusse angelegt werden, ein Viereck von Hütten, in der Mitte die Kirche und die Schule. Doch bis dahin hatte es noch gute Zeit. Vorläufig waren die Wagen, auf welchem die Kolonisten angekommen waren, in Form eines Dreiecks aufgestellt, um sich der Fuhrwerke bei einem etwaigen Ueberfalle als Festung zu bedienen. Innerhalb der Wagenburg weideten die Pferde, Maulesel, Ochsen, Kühe und Schafe. Die Leute schloffen theils auf den Wagen, theils auf der Weide neben den Wachtfeuern. Am Tage blieben Frauen und Kinder im Feldlager zurück; auf die Anwesenheit der Männer konnte man nur aus dem Säusen der Aerte schließen, von welchem der ganze Wald wiederhallte. Während der Nacht heulten im Dickicht wilde Thiere, namentlich Jaguars, Wölfe und graue Bären. Leute, welche aus den wilden Gegenden von Texas kamen, größtentheils geübte Jäger, erlegten hier viel Wild, namentlich Antilopen, Girche und Büffel. Die übrigen Kolonisten lebten von den Borräthen, welche sie in Little Rock oder Claesville eingekauft hatten, besonders von Maisbrod und Fleisch. Auch wurden täglich Schafe geschlachtet, deren eine ziemliche Anzahl vorhanden war.

Wenn Abends neben den Wagen die Feuer angezündet wurden, dann gingen die jungen Leute an zu tanzen. Jemand holte eine alte Geige hervor und spielte einen Walzer oder auch den polnischen Nationaltanz, den Mazur, auf. Andere begleiteten auf amerikanische Art, indem sie auf Blechschüsseln tüchtig klingelten. So verlief das Leben in der Kolonie ziemlich geräuschvoll und ganz ohne Ordnung.

Zunächst mußten Hütten gebaut werden und wirklich sah man nach kurzer Zeit auch Häuserreihen dastehen. Einige errichteten sich vorläufig Zelte aus Leinwand. Die Junggesellen hatten es mit dem Hüttenbau durchaus nicht so eilig, sie legten sich vor allem Ackerfeld an, und da hörte man zum ersten Male in den Wäldern des Arkanjas polnischen schmerzliche Lieder.

Im Allgemeinen lastete auf den Kolonisten eine solche Ueberfülle von Arbeit, daß sie nicht wußten, wo sie zuerst Hand anlegen sollten. Sofort zeigte es sich, daß der Bevollmächtigte der Kolonisten das Land der Eisenbahngesellschaft auf guten Glauben hin gekauft hatte; denn sonst würde er eine solch öde Wüste sich nicht ausgesucht haben. Es kamen Agenten, um einem jeden Auswanderer sein Grundstück anzudeuten; allein als sie sahen, wie es stand, machten sie sich zwei Tage zu schaffen, zankten und stritten sich und fuhrten dann nach Claesville, angeblich um Ausmessungsgeräthe zu holen, ließen sich aber nie mehr in der Kolonie sehen. So blieben die Kolonisten ohne Führer, ohne ein Oberhaupt, welches ihre Angelegenheiten ordnen und ihre Streitigkeiten schlichten konnte. Niemand wußte sich Rath. Bären es deutsche Auswanderer gewesen, so würden sie wahrscheinlich zuerst gemeinsam den Wald ausgerodet, dann die ganze Fläche geobnet, hierauf Häuser gebaut und endlich bei jedem Hause Feld und Wiese abgemessen haben. Doch in Barowina wollte ein jeder nur für sich arbeiten, und das beste Stück Land, und zwar in unmittelbarer Nähe des Flusses, haben. Der Streit wuchs, als eines Tages ein gewisser Herr Grummanski aus Claesville mit einem großen Wagen voll Branntwein eintraf. Wie der Mann mit seinem Gefährt durch die schreckliche Wüste gekommen war, blieb allen ein Geheimniß; genug, er war da und machte gute Geschäfte. Dazu gesellte sich noch eine Art amerikanischen Patriotismus, welcher immerfort zu Handel und Zwistigkeiten Veranlassung gab. Die Kolonisten aus dem Norden lobten Nordamerika, und die Kolonisten aus dem Süden ihren früheren Wohnsitz.

„Was lobet Ihr Euer südliches Country?“ schrie ein junger Knecht aus der Gegend von Chicago. „Bei uns in Illinois ist eine herrliche blühende Landschaft, wohin man auch blicken mag, und alle Stumbe trifft man eine Citz. Geht man auf die Farm und will ein Haus bauen, so braucht man nicht in den Wald

das  
fie  
ein,  
stens  
teile,  
einer  
ber,  
alten.  
b es  
in-  
hier,  
ehen.  
hohen  
fest  
d —  
ge-  
würde  
Mich  
ndin  
bis  
„Sie  
mich  
ich  
aber  
wart  
n sie  
sooll  
achen  
einste  
fischer,  
andie  
iesien-  
beten,  
halb  
nung  
rücht,  
r Sie  
nd nie  
nicht  
en.)  
Der  
ochter  
sie so  
leder-  
hann  
Seite  
heure  
n den  
hier  
man  
angen  
schwer  
wurde  
e, öde  
n sich  
herten  
reisten  
wrenz

zu gehen. Mein Gott, bei uns bekommt man alles gekauft. Und bei Euch?"

„Bei uns ist ein Kanoe mehr werth, als alle Eure Blockhäuser. Mit welchem Rechte nennst Du mich „Du“? Gohdam, dort war ich ein Sir, also werde ich auch hier ein Sir sein. Und was bist Du für einer?"

„Sei still, oder ich werde Dir Dein Mütchen fühlen, Kerl! Was für ein business hast Du mit mir?"

In der Kolonie stand es schlecht; diese Menschenmenge erinnernte an eine Herde Schafe ohne Hirten. Der Streit um die Theilung entbrannte immer heftiger und artete sogar in blutige Schlägerei aus. Nur wenn der Gesamtheit eine Gefahr drohte, war aller Haber vergessen und man vereinigte sich einmütig zu allgemeiner Abwehr. Eines Abends überfiel eine Truppe Nothhüte die Kolonie und stahl viele Schafe. Die Auswanderer scharrten sich zusammen, eilten den Räubern nach, nahmen ihnen die Beute ab und erschlugen mehrere Indianer. Diesen Tag herrschte der größte Frieden und die schönste Eintracht; doch schon am nächsten Morgen begann der Streit von Neuem. Wenn aber am Abend irgend ein Spielmann die Lieder der alten Heimath vortrug, dann saßen alle einmütig und friedlich nebeneinander, und in manches Auge stahl sich heimlich eine Thräne. Allein das waren nur Ausnahmen und die Unordnung wuchs von Tag zu Tag. Diese kleine Gemeinde, hinausgestoßen in die Wälder, so zu sagen abgeschnitten von der übrigen Welt, der Führer beraubt, mußte sich nicht zu helfen.

Unter den Kolonisten treffen wir zwei Bekannte, den alten Bauern Lawrenz Loporek und seine Tochter Maria. Sie kamen nach Arkansas und sollten in Borovina das Loos der übrigen theilen. Anfangs ging es ihnen ganz gut; ein Wald ist doch kein New-Yorker Pfaster. In der Stadt besaßen sie nichts, hier hatten sie einen Wagen, etwas Vieh und Ackergeräthe, welche sie in Claresville für billiges Geld gekauft hatten. Dort hatte sie das furchtbarste Heimweh geplagt, hier nahm die schwere Arbeit all ihr Denken in Anspruch. Der Bauer fällt vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Walde Holz und haute eine Hütte; das Mädchen mußte waschen und kochen. Trotz der saueren Arbeit schwand aber die Blässe aus Maria's Antlit, und ihre Wangen rötheten sich lieblich. Die jungen Burischen, sonst immer uneinig, stimmten darin überein, daß die blauen Augen der Maria unter ihrem hellblonden Haar wie die Kornblumen aus dem Getreide hervorlugten, und erklärten, daß sie das schönste Mädchen sei, welches ein Menschenauge jemals erblickt habe. Ihre Schönheit kam auch dem Lawrenz zu gute. Er wählte sich das beste Stück Wald aus, ohne daß Jemand ihn hinderte, da alle jungen Leute auf seiner Seite standen. Viele halfen ihm Holz fällen und Balken bearbeiten. Der Alte erkannte in seiner Schlaubeit sofort, was vorging, und sagte zu sich:

„Meine Maria steht auf der Wiese wie eine Lilie, wie eine Dame, wie eine Königs-tochter. Wen ich will, dem werde ich sie geben, aber nicht dem ersten Besten; denn sie ist eine Wirtshaus-tochter. Wer sich tief vor mir verbeugt und mich zufrieden stellt, der soll sie bekommen, sonst niemand.“

Dem Lawrenz ging es daher besser, als den übrigen, und es wäre ihm im allgemeinen gut gegangen, wenn die Kolonie überhaupt eine Zukunft gehabt hätte.

(Schluß folgt.)

### Allerlei.

Ein interessantes Bild des deutschen Postverkehrs mit Amerika, den jüngst im Reichstage der Staatssekretär Dr. v. Stephan rühmend hervorhob, giebt der nachstehende Bericht aus Hamburg: Dem Schnelldampfer „Normannia“ ist am 12. Dezember v. J. bei seiner Abreise von Cuxhaven nach Amerika eine 1810 Brief- und Zeitungssacke umfassende Post zugeführt worden. Es ist dies die stärkste Post, die jemals mit einem Postdampfer über den Atlantischen Ocean befördert worden ist. Auf der ganzen Ueberfahrt, namentlich während der ersten Hälfte, herricht andauernd sehr schlechtes Wetter, wodurch der Dienstbetrieb der Seepost bedeutend erschwert wurde, zumal die über das Schiff sich ergehenden Sturzwellen häufig bis zum Postbureau drangen und die Postbeutel durchwühlten. Das Befördern von Postsäcken nach und von dem Postlageraum war wegen der hiermit verbundenen Gefahr zwei Tage lang unmöglich. Um nur einigermaßen den Fortgang der Arbeiten am 14., 15. und 16. Dezember zu fördern, mußte das Seepostpersonal eine tägliche Arbeitszeit bis zu 14, 15 und zu 16 Stunden einhalten. Diese Seepost hat auf amerikanische Postanstalten und Bahnposten 348 Karten-

schlüsse, und zwar 95 Brief- und 253 Druckfachenbeutel gefertigt. Die Zahl der bearbeiteten Einschreibebriefe betrug 3736 Stück, die der gewöhnlichen Briefsendungen außer der sehr starken Druckfachenpost rund 220 000. Die „Normannia“ traf am 21. Dezember in New-York ein; zur Reise von Cherbourg bis New-York hatte der Dampfer 7 Tage 18 Stunden gebraucht, mithin an 24 Stunden mehr als durchschnittlich. Während die deutsche Post am 21. Dezember 9 Uhr 30 Min. Vormittags bereits bei der Quarantäne-Station am Eingange zum inneren New-Yorker Hafen von dem Postboote abgeholt und unmittelbar nach New-York übergeführt wurde, blieb die englische Post noch an Bord bis zur Landung am Pier der Hamburg-Amerika-Linie in Hoboken, wo 21 zweispännige Fuhrwerke bereit standen, um die Post schleunigst zum Post-Office in New-York fortzuschaffen. Auf diese Weise ist eine unverzügliche Bestellung der durch die Seepost für New-York City nach den einzelnen Stadtpostanstalten vorfortirten deutschen Post und die unmittelbare Weiterleitung der Transitsendungen noch mit den Mittagszügen ermöglicht worden.

Wie sehr die Tanzmelodien von den jeweilig beliebtesten Operetten und Chansons abhängig sind, beweist eine in der „Norddeutschen Kunst“ mitgetheilte Liste der Wägen, nach denen in den letzten Jahrzehnten am meisten getanzt wurde. Zur Jahre 1880 bevorzugte man die „Carmen-Polka, 1881 „D Susanne, wie bist Du doch so schön.“ 1882 „Kur für Natur begete sie Sympathie, 1883 „Anna, zu Dir ist mein liebster Gang“, 1884 „Mutter, der Mann mit dem Coaks ist da“, 1885 „Oh liebe Dich so tief“, „Komm herab, o Madonna Theresia“, „D du himmelblauer See“, 1886 „Fischerin Du kleine“, 1887 „D ihr Frauen“, „Wie süß, wie süß, ist wahre treue Liebe“, 1888 „Siehst du wohl, da kommt er“, „Auf der Vogelwiese“, 1889 „Mit meiner Mandoline“, 1890 „Mit meiner Gitarre“, 1891 „Ach nur ein einziges Mal“, „Bitte, bitte, noch einmal“, „Wenn die Schwalben wiederkommen“, 1892 „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion“, „Weine nicht, Klage nicht“, „Denkste denn, denkste denn, Du Berliner Pflanze“, „Grüß Euch Gott, alle mit einander“ und der berühmte Kirzdorfer, sowie „Gigerl sein, das ist sein“, 1893 „Ein Jeder kennt den Klapperstorch“, 1894 „Pflaum, Pflaum, zuckerfüße Pflaum“, „Anne-Marie, mein Engel, Dich verehr ich“, „Sei nicht böse“, 1895 „Die englische Misp“, „Ach Schaffner, lieber Schaffner“ und „Beim Souper“.

### Vom Büchertisch.

— Feuer und Schwert im Sudan. Unter diesem Titel erscheint soeben im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig ein Werk aus der Feder von Slatin Pascha, einem ehemaligen österreichischen Offizier, der lange Jahre als ägyptischer Gouverneur der Provinz Darfur, ein Land so groß wie das deutsche Reich, regierte und später 11 Jahre in der Gefangenschaft des Mahdi schmachten mußte, bis ihm endlich nach wiederholten fruchtlosen Versuchen die Flucht unter den größten Gefahren gelang. Gerade jetzt, da Alle Augen sich auf die schwer bedrängten Italiener in Ostafrika richten, ist ein Werk von besonderem Interesse, das sich nicht nur in der Schilderung der ungewöhnlichen persönlichen Erlebnisse des Verfassers wie ein spannender Roman liest, sondern welches auch wie kein anderes geeignet ist, ein Bild von einem seit vielen Jahren jedem Europäer verschlossenen Theile von Afrika zu geben und die treibenden Kräfte im Reiche des Mahdi, diesem Reiche des Schreckens und der Despotie, kennen zu lernen. Insbesondere auf die englische Politik in Aegypten fallen sehr bemerkenswerthe Streiflichter! Slatin Pascha ist der einzige, der in der Lage war, die intimsten Vorgänge im Lager des Mahdi zu erlauschen; denn der frühere Gouverneur war der weitaus werthvollste Gefangene. Ihn behüteten der Mahdi und sein noch grauamterer Nachfolger, der Chalifa, mit besonderer Sorgfalt. Wie es Slatin nach 11 Jahren der schmachlichsten Behandlung doch gelungen ist, seinen Peinigern zu entkommen, muß man in seinem Werk nachlesen. Das Werk ist ausgestattet mit 19 prächtigen Abbildungen, ferner mit einem Porträt in Heliogravüre, das den Verfasser in der ihm von den Mahdisten aufgezwungenen Kleidung zeigt, die er auch bei seiner Flucht trug. Ferner enthält das Werk eine ausführliche Karte des Sudan mit den angrenzenden Gebieten von Aethiopien und des Kongostaats und einem sehr genauen Plan der Hauptstadt des Mahdi. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Preis des Werkes, (9 R. gebettet, 10 R. gebunden) ein bei dem Umfang von 608 Seiten und der opulenten Ausstattung billiger ist. Auch hat sich die Verlagshandlung, um den Wünschen weiterer Kreise zu entsprechen, entschlossen, eine Ausgabe in 18 wöchentlichen Lieferungen zu je 50 Pfennigen zu veranstalten. S. Majestät der Kaiser von Oesterreich hat dem Werke Slatin Paschas eine besondere Auszeichnung zu Theil werden lassen, indem er dessen Widmung angenommen. Gleich nachdem Slatin Pascha das Werk, welches außer in der deutschen Originalausgabe auch in anderen Ausgaben erscheint, im Manuscript vollendet hatte, wurde er vom Khediven, der ihm, dem erst 33jährigen, den Paschatitel mit Oberkronrang verliehen hatte, telegraphisch nach Aegypten berufen, wo ihm inzwischen die Lösung wichtiger Aufgaben anvertraut worden ist. Durch das Entgegenkommen der Verlagshandlung sind wir in der Lage, einen interessanten Abschnitt aus dem Werk im Feuilleton vorzuführen können. (Vergl. Nr. 23 des „Holl. Courier.“)

Bremw Redakteur Dr. Heinrich Ruhe. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.